

¡Patria o muerte! oder No Future!?

Beobachtungen zu Jugend und Staat in Kuba

TEXT UND FOTOS: Torsten Eßer

*„Von besonderer Bedeutung ist die Jugend,
denn sie ist die formbare Tonerde,
aus der man den neuen Menschen erschaffen kann,
der frei ist von den Erblasten der Vergangenheit.“
(Che Guevara)*

John Lennon sitzt auf einer Bank in einem kleinen Park in Havannas Stadtviertel Vedado. Im Jahr 2000 weihte Fidel Castro höchstpersönlich diese Statue ein, um „die Fehler der Vergangenheit“ wieder gut zu machen. Aber wirklich gelernt aus Zensur und Repression hat die politische Führung Kubas nicht, denn auch heute sind Jugendliche nicht frei in ihren Entscheidungen und Handlungen. Allerdings profitieren sie inzwischen von den Reformen, die der neue Präsident Raúl Castro seit Anfang 2008 durchführt.

Die kubanische Revolution und die Jugend

„Guerillabewegungen sind Jugendbewegungen“, schreibt Peter Waldmann, „die Mehrzahl ihrer Mitglieder hat noch nicht die 30 erreicht“. (Waldmann 1982, S.110) Auch die meisten *barbudos* (Bärtigen), die mit ihrem triumphalen Einzug in Havanna am 1.1.1959 den Diktator Fulgencio Batista verjagten, gehörten dieser Altersgruppe an. Vor allem ihrer Generation und den noch jüngeren Kubanern brachte ihre Revolution in den ersten Jahren viele positive Veränderungen. Es herrschte eine Stimmung von Inspiration und Schaffenskraft.

Besonders die Errungenschaften im Bildungswesen kamen der Jugend zu Gute. Das gesamte Erziehungswesen wurde verstaatlicht und vom Kindergarten bis zur Universität kostenlos. (Letztere öffnete sich allerdings nicht gleichermaßen für alle, denn der Zugang hing mal mehr, mal weniger vom „richtigen“ Engagement in der sozialistischen Gesellschaft ab.) (Hoffmann 2000, S.81-82) Der Schulbesuch war nun bis zum 14. Lebensjahr obligatorisch und die Zahl der Lehrer wurde verdoppelt. Man gründete spezialisierte Hochschulen für Kunst, Musik und Sport. Die Künstler erfuhren eine neue Wertschätzung. Aus sozialistischer Sicht waren sie vor der Revolution zwar „frei“ im bürgerlichen Sinne gewesen, aber Sklaven des Marktes, was nun entfiel, da dieser nicht mehr existierte. (Manuel 1987, S.162)

Besonderes die Alphabetisierungskampagne, die bei weiten Teilen der Bevölkerung überhaupt erst die Voraussetzungen schuf am kulturellen Leben teilnehmen zu können, erzeugte eine hohe Identifikation mit der Revolution. 270.000 junge „Alphabetisierer“ zogen 1961 durch die ländlichen Gebiete und brachten rund einer Million Menschen Lesen und Schreiben bei. Am 22.12.1961 verkündete Fidel Castro, dass Kuba „vom Analphabetismus befreites Territorium“ sei.

Die Qualität des Bildungssektors hat allerdings seit der Wirtschaftskrise zu Beginn der 1990er-Jahre, der sogenannten Kriegswirtschaft in Friedenszeiten (*período especial*), sehr nachgelassen, überall fehlt es an Material, übrigens auch im ebenso gerühmten Gesundheitswesen. Durch die Krise zu Einsparungen genötigt, reduzierte man u. a. die Ausgaben für die universitäre Ausbildung und weitete stattdessen die politechnischen Bildungsmöglichkeiten, das Fachhochschulwesen, aus. (Domínguez García 1998, S.104) Viele Lehrer wandten sich in dieser Zeit gewinnträchtigeren (legalen wie illegalen) Beschäftigungen zu. (Agüero Contreras 2001, S.11ff)

Bis etwa 1975, schätzt Domínguez García, begünstigten die gesellschaftlichen Veränderungen der Revolution die Jugendlichen uneingeschränkt, sowohl bei ihrer sozialen Integration in die Gesellschaft als auch bei ihrer Arbeit für diese. (Domínguez García 1998, S.98) Dabei lässt die Autorin allerdings die schon seit den sechziger Jahren einsetzenden Repressalien des Staates gegen einzelne Jugendliche oder ganze Gruppen unter den Tisch fallen. Ganz im Sinne der Förderung der nationalen Wurzeln, u. a. um sich gegen die USA abzugrenzen, kam es auf kulturellem Gebiet bald zu erstem Misstrauen gegenüber Künstlern, wie der Musikwissenschaftler Leonardo Acosta berichtet: „Eigentlich war die Kulturpolitik in den ersten Jahren nach der Revolution sehr flexibel, aber auch schon ein bisschen nationalistisch. Der Jazz zum Beispiel galt zu jener Zeit im Allgemeinen als imperialistisch“. (Interview, Havanna 1999) Die Rockmusik traf es härter. Für die kubanische Jugend, zumindest für die Teenager aus der Mittel- und Oberschicht, stand – wie im Rest der Welt – in den 50er Jahren eine andere Revolution im Zentrum ihres Interesses: die des Rock’n’Roll. Sie griffen seine Ausdrucksformen begeistert auf, und Bands wie die *Hot Rockers* oder *Los Llopiz* kopierten die Hits von Elvis, Bill Haley und anderen. Der Liedermacher und „Sänger der Revolution“, Carlos Puebla, textete in seinem Lied „Y en eso llegó Fidel“ in Bezug auf den Sieg Fidels und seiner Genossen die Zeile „...se acabó la diversión...“ („...der Spaß ist zu Ende...“) und traf damit aus Sicht der Jugendlichen den Nagel auf den Kopf. Nicht nur, dass das gesamte Nachtleben mit Bars und Kabarett zum Erliegen kam, besonders Rockmusiker hatten wenig zu lachen. Denn diese Musik galt den Revolutionären, erst recht seit dem 1961 verhängten Wirtschaftsembargo seitens der USA, als kulturimperialistisch und geeignet zur politischen und ideologischen Durchdringung der Gesellschaft. Die langhaarigen und bärtigen Revolutionäre, die für die Musikausbildung generell viel Gutes geleistet haben, zeigten in den 1960er-Jahren kein Verständnis für langhaarige und bärtige Musiker. Einhergehend damit

diskriminierte man auch die jugendlichen Anhänger dieser Musik, ihre Art sich zu kleiden, zu denken und zu leben. Der Besitz einer Beatles-LP konnte zum Schul- oder Universitätsverweis führen und so einen Lebensweg negativ beeinflussen. Es kam zwar nie zu einem offiziellen Verbot von Rock und Jazz, aber das musikalische Schaffen wurde behindert, Texte wurden zensiert und in den verstaatlichten Medien kam diese Musik nicht vor:

„Den Rock sah man als etwas Gefährliches an, das die Jugend verdirbt und großen Einfluss auf sie hat. Und auch weil Rock und Jazz aus den USA kamen, galten sie als gefährlich und mussten marginalisiert werden. Der neue Musikstil *mocambique*, geschaffen von Pedro Izquierdo, wurde von der Regierung gefördert, um dem Rock etwas entgegenzusetzen, einen ‚sauberen Rock‘ als Kontrapunkt sozusagen. So wollten die Kleingeister ihn kanalisieren und den amerikanischen Rock an den Rand drängen. Das war aber völlig nutzlos, denn während der Staat diese Musik in seinen Massenmedien ignorierte, hörte man sie schon in jedem Haus: *Beatles*, *Rolling Stones* oder Jazz, alles“, erzählt der Musikwissenschaftler Helio Orovio. (Interview, Havanna 1999)

Es dauerte lange, bis sich der Staat mit der neuen Musik arrangierte. In den siebziger Jahren begann die Rockszenen in kleinerem Umfang zu „boomen“. Bands wie *Los Gnomos* oder *Almas Vertiginosas* spielten nicht mehr nur Stücke nach, sondern schrieben auch eigene Songs. Die staatliche Zensur griff in diese kritischen oder obszönen Texte immer öfter ein, weiterhin mit der Begründung, Rock sei das Sprachrohr des Imperialismus. Was Rauhut für die DDR formuliert, galt auch für Kuba: „Man jagte einen Klassenfeind, der nie ruhte und den Sozialismus noch mit Sounds und Rhythmen zu unterwandern trachtete“. (Rauhut 1999, S.33) Bis in die achtziger Jahre stagnierte deshalb die Rockszenen. Allerdings änderten die massiven Repressionen gegen die Beatmusik nicht wirklich etwas am Lauf der Dinge. Die Jugendlichen entwickelten vielmehr ein ganzes Repertoire von Selbstbehauptungsstrategien. Und so fand 1981 das erste Rockfestival mit dem Namen „Invierno Caliente“ – „Heißer Winter“, statt.

1961 wurde von der Regierung der Kurzdokumentarfilm „P.M.“ über Spelunken in Havannas Hafenviertel, in denen ausgelassen getanzt und getrunken wurde, verboten. Der Berliner Journalist Peter B. Schumann sieht in dieser Filmzensur den ersten Schritt, der die Revolution zu einem „System der Intoleranz“ werden ließ. (Schumann 2001, S.670) Sie schreckte Künstler und Intellektuelle auf und führte zur ersten großen kulturpolitischen Debatte in Kuba. In endlosen Diskussionen versuchte Fidel Castro, die Intellektuellen von der Notwendigkeit der ergriffenen Maßnahmen zu überzeugen und ihr Verhältnis zur Revolution zu klären. Schließlich gipfelte die Auseinandersetzung in den „Worten an die Intellektuellen“. Darin sagte Castro seinen wohl am häufigsten zitierten Satz: „Innerhalb der Revolution: Alles! Gegen die Revolution: Nichts!“ (Ministerío de Educación 1986/87, S.29) Dieser Schlüsselsatz der kubanischen Kulturpolitik enthält keine eindeutigen Kriterien, nichts Einklagbares: Alles kann verboten aber auch vieles erlaubt werden. Diese Haltung

kennzeichnet seither auch das Verhältnis des Staates und seiner „Jugendpolitik“ zu den verschiedenen Jugendszenen.

Ab 1968, u. a. durch die gescheiterte Steigerung der Zuckerproduktion und die verstärkte ökonomische Abhängigkeit von der Sowjetunion, verschärfte sich die Zensur. Castro löste eine revolutionäre Offensive aus, die einherging mit einer Verurteilung altkommunistischer Gruppen innerhalb der Partei und einer Disziplinierung der „arbeitsscheuen“ Homosexuellen, Künstler und Intellektuellen. Tausende, meist junge Männer und Frauen wurden daraufhin in Umerziehungs- bzw. Arbeitslager der Armee (UMAP) gesteckt. Zwischen 1971 und 1975, im sogenannten „grauen Jahrfünft“, war die Zensur besonders hart. Sie gipfelte 1973 im Ausstrahlungsverbot jeglicher angloamerikanischer Musik für Radio- und TV-Sender. (Manuel 1987, S. 164)

Die Homosexuellen, die nach Schätzungen etwa 1% der Bevölkerung ausmachen, waren jahrzehntelang Diskriminierungen ausgesetzt. Sie lebten zum einen in einem vom *machismo* geprägten Land, das „Verweiblichung“ als Antithese zur wahren Männlichkeit verdammt (Lang 2002, S.153), zum anderen wurde Homosexualität zusätzlich von politischer Seite abgelehnt: Fidel Castro hatte 1965 in einem Interview gesagt, dass ein Homosexueller zwar eine politisch korrekte Einstellung haben, aber niemals ein echter Revolutionär sein könne. Erst seit 1979 ist Homosexualität nicht mehr gesetzlich strafbar, und Homosexuelle leben seit Mitte der 1980er-Jahre weitgehend unbehelligt, wenn sie auch nach wie vor als *maricones* beschimpft werden und keine wichtigen Posten in der Verwaltung o. ä. bekleiden dürfen. „Ein Posten, von dem Einfluss auf die Jugend ausgeübt werden kann, darf nicht mit einem Homosexuellen besetzt werden“, so Fidel Castro ebenfalls 1965, und daran hat sich nichts geändert.

In den achtziger Jahren protestierten junge Künstler vermehrt gegen die Zensur und die Kulturpolitik – nicht gegen die Revolution. So brach eine Gruppe namens „Straßenkunst-Experiment“ mit Gasmasken bekleidet und begleitet von lauter Rockmusik in eine Debatte des Schriftstellerverbandes UNEAC ein und forderte eine neue Politik. In vielen Bereichen entstand nun eine „Kultur von unten“ jenseits des offiziellen Kulturbetriebs. Junge Liedermacher versorgten ihre Generation mit den dazugehörigen Texten und wurden dafür mit Auftrittsverboten belegt. Carlos Varelas Stück „Guillermo Tell“ zum Beispiel, in dem er Fidel Castro indirekt mit Wilhelm Tell vergleicht, war verboten. Die Zensur erkannte allerdings die doppeldeutigen Texte oft nicht, denn „das Unterlaufen der Zensurabsichten durch eine metaphernreiche und bildhafte Sprache in den Songtexten gehörte [...] zu den unerlässlichen Fähigkeiten eines Musikers“. (Wicke 1998, S.277) Heute darf Varela wieder auftreten und Alben veröffentlichen. Dem Sänger Pedro Luis Ferrer erging es ebenso: „Wir leben nicht in einer Demokratie. Uns ist es nicht freigestellt, demokratisch für oder gegen

Fidel zu sein. Auch durch die Feindschaft der USA wurden in Kuba die Mechanismen einer Nicht-Zivilgesellschaft institutionalisiert“. (zit. in Foehr 2001, S.56-57)

Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks, dem Wegfall der Handelspartner und der Wirtschaftshilfe, wurde die US-Blockade für Kuba voll spürbar. Die Jahre 1990 bis etwa 1994 (*período especial*) waren äußerst hart für die Bevölkerung, es fehlte am Nötigsten. Die Versorgungsengpässe, die schon erwähnten Verschlechterungen in Gesundheits- und Bildungswesen, die daraus resultierende Legalisierung des US-Dollars als Zahlungsmittel 1993 und die Öffnung der Insel für ausländischen Massentourismus, besonders aber die steigende Arbeitslosigkeit, von der die Jugend überproportional betroffen war, da vor allem junge Menschen in den heruntergefahrenen Industriezweigen (z. B. in der Zuckerindustrie) arbeiteten, führten unter Jugendlichen zu

- ☐ steigender Prostitution, einhergehend mit wachsendem Rassismus,
- ☐ steigenden Zahlen von Heiraten ins Ausland,
- ☐ sinkender Teilnehmerzahl am akademischen Arbeitsmarkt,
- ☐ steigenden Zahlen von Schwarzmarkthändlern (Zigarren, Lebensmittel etc.) und sogenannten „*mecánicos*“ (Problemlösern in der informellen Wirtschaft),
- ☐ steigendem Drogenkonsum (bei einem sehr geringen Konsum insgesamt in Kuba, aufgrund drakonischer Strafen und fehlender Kaufkraft).

Im vermeintlich klassenlosen Kuba entstand eine Zweiklassengesellschaft, gebildet aus Menschen ohne Zugang zu US-Dollars, die von den staatlichen Grundlöhnen (im Durchschnitt umgerechnet etwa 15 US-Dollar) leben müssen, und denjenigen, die Devisen besitzen, weil

- ☐ sie *remesas* (Geldüberweisungen) von Verwandten aus dem Ausland (v. a. aus den USA) erhalten,
- ☐ sie eine legale Arbeit im Tourismussektor, die es nur für rund zwei Prozent der Kubaner gibt, ausüben und dort Trinkgelder erhalten,
- ☐ sie illegale Geschäfte wie z. B. Prostitution, Schwarzmarkt oder Vermietung machen,
- ☐ sie im Ausland arbeiten können (v. a. als Ärzte, Musiker und Sportler).

Die Revolution verstößt ihre Kinder: Wer einer ordentlichen Arbeit nachgeht, kann kaum ein ordentliches Leben führen. So verließen viele Lehrer das gelobte Bildungssystem, um im Tourismussektor an Dollars zu gelangen. (*El País* 2005, S.42) Und eine große Zahl Jugendlicher besitzt keine Motivation, zu studieren oder zu arbeiten. Ihre Altersgenossen

bezeichnen sie als *desvinculadas* (Losgelöste). Andere Jugendliche wiederum werden zu hochqualifizierten Fachkräften ausgebildet, um sich dann an ihren Arbeitsplätzen unterfordert zu fühlen, da diese mangelhaft ausgestattet sind.

Die Politiker waren durch den Zusammenbruch des Sozialismus ebenfalls verunsichert, in vielen Bereichen kam es zu einer Politik der Willkür und Unberechenbarkeit. So wurde 1990 die Aufführung des Films „Alicia im Dorf der Wunder“ („*Alicia en el pueblo de maravillas*“), einer Satire auf die Absurditäten sozialistischer Bürokratie, ohne Begründung verboten. In dieser Zeit der Verunsicherung entstand ein neuer Musikstil, *timba*, eine Mischung aus Salsa, Hip-hop, Funk etc. Die Texte dieser Stücke transportierten die Alltagshoffnungen und -ängste der Kubaner, den sozialen Wandel und die wachsende Kraft der *santería*, und sie entkamen anfangs der staatlichen Zensur. Sie waren ein Barometer für die Stimmung im Volk und die Musiker verwandelten sich in einem Staat mit totaler Medienkontrolle für kurze Zeit in eine machtvolle Elite, in ein Sprachrohr, vor allem der armen und schwarzen Bevölkerung. Doch schon im August 1997 belegte man die sehr populäre Gruppe „La Charanga Habanera“ mit einem halbjährigen Auftrittsverbot, weil sie auf dem Weltjugendfestival in Havanna mit solchen Texten und angeblich obszönen Tanzfiguren einen Skandal hervorgerufen hatte.

Die Jugend im neuen Jahrtausend

Jugendliche im Alter von 14 bis 30 machen 26,5% der kubanischen Gesellschaft aus. Etwa ein Fünftel dieser 2,7 Millionen Jugendlichen lebt 2005 im Großraum Havanna. Das Geschlechterverhältnis innerhalb dieser Gruppe ist fast ausgeglichen (51% Männer, 49% Frauen). Die soziologische Kategorie „Jugend“, die es nach Pape so nicht gibt (Pape 1998, S.99ff), wird hier zur Charakterisierung der Gruppe von Jugendlichen verwendet, die nicht seit ihrem Kindesalter für ihr Überleben arbeiten müssen. Sie existiert in Lateinamerika/Kuba erst seit Mitte/Ende der 1960er- Jahre, als eine größere Anzahl urbaner Mittelklasse-Jugendlicher, fast exklusiv Studenten, die sich anderen Betätigungen als dem Broterwerb widmen konnte. Noch heute sind Jugendliche aus ländlichen Gebieten von dieser Kategorie größtenteils ausgeschlossen. (Silva 2002, S. 118)

Der staatliche Durchschnittslohn zuzüglich der kostenlosen Lebensmittelzuteilungen auf Karte (*libreta*) reicht in Havanna in der Regel zwei Wochen zum Leben. Demnach müssen diejenigen, die nicht eine der zuvor genannten Möglichkeiten besitzen Dollars zu erhalten, improvisieren. Die neue Zwei-Klassen-Gesellschaft lässt neben Existenzängsten besonders unter den Jugendlichen materiellen Neid aufkommen. Das kann man gut im sehr beliebten Eiscafé Coppelia in Havanna beobachten. Dort trennte man eine Sektion für Dollarbesitzer ab, in der die Kunden schneller bedient und mehr Eisorten angeboten werden.

Konsum ist ein zentrales Element aller Jugendszenen (ein Begriff, den Pape ebenfalls als unscharf kritisiert, aber als weniger kompliziert ansieht; S.109). In Kuba ist dieser allerdings nur sehr beschränkt möglich, denn die neue Einbindung in den Kapitalismus unter den Bedingungen des US-Embargos hat ihre Kehrseite: Eine CD kostet 15\$, eine Jeans 50\$ und mehr und viele Artikel, die junge Kubaner im Fernsehen sehen – in einer mexikanischen Telenovela oder auf MTV (s. u.) – sind gar nicht erhältlich bzw. müssen von Verwandten aus dem Ausland geschickt werden. Immerhin wird die Produktion von Musikkassetten, die sich jeder leisten kann, subventioniert und in Peso-Läden werden einige Bücher und Zeitschriften auch gegen nationale Währung verkauft.

So bleiben viele Ausbildungs- und Studienplätze frei, da die Jugendlichen hoffen, durch Arbeit im Tourismussektor oder auf illegale Weise schneller an Dollars zu gelangen. Natürlich existieren im Rahmen der Zulassung von Privatinitiativen auch legale Möglichkeiten Dollars zu verdienen. Aber die politische Willkür und die hohe Besteuerung machen die Eröffnung eines Restaurants oder eines Friseursalons bisher zu einer risikoreichen und teuren Unternehmung, so dass die Zahl Jugendlicher, die ein eigenes Geschäft registrieren, gering ist. Ein Großteil arbeitet allerdings unregistriert als Assistenten in den Geschäften ihrer Verwandten und Bekannten. (Domínguez García 1998, S.102-105)

Das Ziel des Staates in Bezug auf die Jugendlichen besteht in ihrer Integration in die kubanische Normenwelt! Bei männlichen Jugendlichen erreicht er dies häufig durch den drei Jahre dauernden Militärdienst, den nur wenige verweigern, denn erstens bringt dies häufig gesellschaftliche Nachteile mit sich, und zweitens widerspricht der alternative Sozialdienst dem kubanischen/latein-amerikanischen Männlichkeitsideal. Die zuvor beschriebenen *desvinculadas* versuchte der Staat mit einem Integrationsprogramm, bei dem ihnen höhere Löhne versprochen wurden, in die Arbeitswelt zurückzuholen. Jeder von ihnen erhielt Besuch von Mitgliedern der kommunistischen Jugend, die ihn befragten.

Im Vergleich zu anderen Ländern hat die Regierung aber ohnehin weniger Mühe bei der „Zivilisierung“ der Jugend, denn aufgrund der politischen Abschottung und der Insellage sind kubanische Jugendliche (noch) nicht dem Zeitrhythmus, der Trendjagd und der Vielfalt unterworfen, die Jugendliche in anderen Staaten Lateinamerikas oder in den Industriegesellschaften an den Tag legen. Und sie sind auch noch nicht in so viele verschiedene „Kulturen“ bzw. „Stämme“ zerfallen, denn die Individualisierungs-, Pluralisierungs- und Globalisierungsprozesse in Politik, Ökonomie und Kultur der Gesamtgesellschaft sind noch nicht so weit fortgeschritten wie in Europa oder den USA. (Farin 2001, S.20-22)

Trotzdem existieren verschiedene „Jugendszenen“ (s. u.), die sich von der Erwachsenenwelt abzugrenzen suchen und ihre Informationen mehrheitlich aus dem Ausland beziehen, da die kubanischen Medien kaum willens oder in der Lage sind, sie mit Trends zu versorgen. Das

Internet bietet natürlich den schnellsten Informationsweg, aber die Inhalte werden zensiert. Zwar gründete man schon 1987 im ganzen Land so genannte „Jugend-Computerclubs“, in denen der Umgang mit den neuen Technologien erlernt werden sollte, und seit dem Jahr 2002 werden verstärkt PCs in Schulen installiert, aber der freie Zugang zu Informationen bereitet der Regierung nach wie vor Schwierigkeiten und unterliegt einer strengen Kontrolle. Offiziell sind private Internetanschlüsse nicht erlaubt, nur Behörden, Institutionen, Schulen und privilegierte Personen besitzen einen Zugang. Letztere erhalten den staatlich vergebenen Zugangscode allerdings nur über Prepaid-Cards, die in US-Dollar bezahlt werden müssen. Im Jahr 2007 soll es laut der „International Telecommunications Union“ insgesamt 270.000 Internet- bzw. E-Mail-Nutzer auf Kuba gegeben haben, das entspricht 2,1% der Bevölkerung. Die Beschränkungen werden nicht politisch, sondern mit technischen Schwierigkeiten gerechtfertigt. Der Schwarzmarkt mit illegalen Zugängen blüht, der Erfindungsgeist der Kubaner ermöglicht auch dies. Allerdings nur für eine Minderheit, denn ein illegaler Zugang kann 30 bis 60 US-Dollar monatlich kosten. (Hoffmann 2002, S.57ff)

Das Fernsehen stellt eine weit wichtigere Informationsquelle für Jugendliche dar. Besonders ausländische Kanäle sind beliebt, denn welcher Jugendliche will schon stundenlange Reden von Parteifunktionären, alte Revolutionsfilme oder Programme mit traditioneller Musik im Fernsehen sehen? Inzwischen werden zwar vereinzelt US-amerikanische Filme und die überall in Lateinamerika beliebten Telenovelas (vor allem aus Brasilien und Mexiko) gezeigt, was sich darin bemerkbar macht, dass die Straßen Havannas zu den Ausstrahlungszeiten wirken, wie in Deutschland beim WM-Endspiel der Nationalmannschaft, trotzdem ist das staatliche Fernsehen bei Jugendlichen unbeliebt. Die ausländischen Sender, die in touristischen Einrichtungen verfügbar sind und dort permanent laufen, allen voran „MTV Latina“, prägen den Geschmack. So werden die Konsumwünsche nach baggy pants, sneakers etc. geweckt. Mode ist unter kubanischen Jugendlichen genauso ein Thema wie in anderen Ländern. Zumindest in der Schule bleibt den Schülern aber der Neid auf diejenigen Mitschüler erspart, die sich aufgrund des Zugangs zu Devisen moderne westliche Kleidung leisten können, denn es herrscht bis zum Abitur Uniformpflicht. Im Privatleben haben sich die heutigen Jugendlichen allerdings meilenweit von den Vorstellungen ihrer Eltern entfernt, die im Büchlein von Elsa Gutiérrez Baró noch anklingen, wenn sie das Thema „lange Haare und Moral“ überhaupt noch als solches empfindet, trotzdem sie sich für die Freiheit der Haarmode ausspricht. Sie wettet aber gegen Piercings und Tätowierungen, hinter denen sie „mentale und soziale Fehleinstellungen“ vermutet. (Gutiérrez Baró 2002, S. 59-61) Und so denkt die Mehrheit der Kubaner, wie der Punk Harlem bestätigt: „Wenn man so aussieht wie wir, dann kriegen die Leute erst einmal einen Schock. Manche Leute betrachten uns wie exotische Tiere. Und die Polizei kontrolliert uns permanent.“ (Interview, Havanna 2001)



Das Radio prägt den Musikgeschmack der Jugendlichen. Meistens läuft dort traditionelle oder moderne kubanische Musik wie Salsa oder *timba*. Auch wenn sich die staatlichen Radiosender „moderner“ ausländischer Musik – darunter verstehen die Programmverantwortlichen vor allem Musik aus den 60er bis 80er Jahren – geöffnet haben, hören Jugendliche hauptsächlich das in Miami stationierte „Radio Martí“ der Exilkubaner oder andere ausländische Sender. Denn noch immer vergraulen viele staatliche Radiomacher ihr Publikum, in dem sie nach Vorstellungen wie der folgenden handeln, entnommen einem Artikel aus der DDR über das Jugendlradio auf der Insel: „Da Musik im Diversionskonzept des Gegners gerade im Hinblick auf Jugendliche einen hohen Stellenwert hat, muss der Entlarvung der ihr vom Imperialismus zugewiesenen Aufgabe besonders am konkreten Beispiel immer wieder Platz eingeräumt werden.“ („Jugendrundfunk in Kuba“ 1984, S. 411)

Aufgrund der wenigen Freizeitangebote und der häuslichen Enge verbringen Jugendliche viel Zeit mit Freunden auf der Straße, zum Beispiel beim Domino spielen, oder bei staatlich organisierten Musikveranstaltungen, die keinen Eintritt kosten, am Wochenende auch im mit Pesos bezahlbaren Kino. Studenten veranstalten in ihren spartanisch ausgestatteten Wohnheimen Partys. Bei diesen Gelegenheiten trinken sie *chispa*, einen sehr billigen Rum, der einem unverdünnt die Tränen in die Augen treibt. Die Suche nach Sex besitzt dabei ebenfalls einen hohen Stellenwert, nicht nur wegen der in Lateinamerika bei Männern üblichen Zurschaustellung der Potenz, die sich über die Anzahl der Partnerinnen besonders gut demonstrieren lässt, sondern auch, weil es an anderen Freizeitmöglichkeiten fehlt.

Traditionell wurde mit der *fiesta de (los) quince (años)*, vergleichbar unserer Kommunion oder Konfirmation, bei den Mädchen ihre Heiratsfähigkeit kund getan. Heute ist dieses für die Familien oft ruinös teure Fest vor allem wegen der Geschenke ein wichtiges Ereignis für jeden Jugendlichen. Das Sexualleben beginnt in der Regel schon früher.

Teenagerschwangerschaften sind ein häufiges Phänomen auf Kuba. Im Jahr 2001 waren 14% der Schwangeren jünger als 20 Jahre. Viele treiben ab – bis zur zwölften Woche ist das in staatlichen Kliniken problemlos möglich. (Sobisch 2004, S.112) Die lasche Verhütungspraxis – unter anderem eine Folge des starken Machismo auf der Insel – führt zu einem Verhältnis Geburten: Abtreibungen von 70 : 100.

Der Anstieg der Abtreibungen verdankt sich auch der seit den 1990er-Jahren zunehmenden Prostitution. Obwohl offiziell verboten, versuchen immer mehr junge Mädchen und auch Jungen sich durch diese Arbeit Zugang zu Devisen zu verschaffen. Die so genannten *jineteras* (Touristenanmacherinnen/Reiterinnen) sehen die ausländischen Freier (*fula con pies* = Dollar mit Füßen) als Ersatz für eine Regierung, die ihre – mal mehr mal weniger – grundlegenden Bedürfnisse nicht mehr erfüllen kann. (Fusco 1999, S.86) Ein *papiriqui con guaniquiqui* – so die Bezeichnung für ältere männliche Touristen mit Geld – bedeutet für Mädchen oder Ehefrauen, dass sie so den Unterhalt der Familie verdienen können. Junge – oft minderjährige – Mädchen aus der Provinz sehen im Freier nur das Essen des nächsten Tages oder die Möglichkeit, Luxusartikel kaufen bzw. an den Vergnügungen der Dollarwelt teilhaben zu können: „Was könnte ich mit einem kubanischen Freund an einem Samstagabend unternehmen? Zwei Stunden auf einen Bus warten und dann nach Hause gehen, in eine Wohnung ohne Privatsphäre? Die Typen mögen alt und vulgär sein, aber wenn ich mit ihnen zusammen bin, sitze ich wenigstens an einem angenehmen Ort mit Klimaanlage, höre gute Musik und nehme einen echten Drink“, erklärte eine junge *jinetera*. (zit. in Fusco 1999, S.90) Die meisten *jineteras* sind dunkelhäutig, einerseits weil sie ärmer sind als ihre weißen Altersgenossinnen, andererseits weil die einfliegenden Ausländer ihre Vorstellung von „sexhungrigen Mulattinnen“ verwirklicht sehen wollen. In ihrem sozialen Umfeld genießen die *jineteras* häufig Anerkennung, denn sie verfolgen „eines der wenigen ökonomischen Erfolgsmodelle, über das gesellschaftlicher Status erlangt werden kann“ (Lang 2002, S.161), und das nicht nur für sich, sondern für die Familie und Freunde gleich mit.

Einer der traurigsten Aspekte der Wiedereingliederung Kubas in den Einflussbereich des Kapitalismus ist neben der Prostitution die Rückkehr des Rassismus, gefördert auch durch die staatliche Tourismuswerbung, in der die exotischen Elemente der Insel – afrokubanische Musik, Mulattinnen etc. – betont und ausgebeutet werden. Ohnehin hatte die offizielle Abschaffung der Diskriminierung – ohne eine damit einhergehende intellektuelle Aufarbeitung – nicht zu einem Verschwinden, sondern nur zu einem Abtauchen der Ressentiments geführt. Schwarze Familien besitzen seltener Zugang zu US-Dollars, da mehr als 96% der Emigranten weiß sind, und auch die erste Emigrantenwelle hauptsächlich aus

Weißes bestand. (Monreal 1999, S.89) Der Dollarsegen aus den USA und Europa trifft somit fast nur Weiße, wobei die Kategorien „weiß“ und „schwarz“ auf Kuba relativ sind, da zwischen beiden eine Skala mit sehr vielen Abstufungen existiert. Schwarze müssen sich entweder mit einem niedrigeren Lebensstandard abfinden, versuchen über eine Parteikarriere ihre Situation zu verbessern, eine Karriere als Musiker oder Sportler einschlagen oder illegale Möglichkeiten nutzen, um sich Dollars zu verschaffen. Daher gibt es eben mehr dunkelhäutige *jineteras*, Schwarzhändler oder Kleinkriminelle, was dann wieder die althergebrachten Vorurteile bestätigt. (Hoffmann 2000, S.135) Auch bei den Polizeikontrollen von Passanten in Havanna werden Schwarze häufiger und strenger kontrolliert. Jugendliche, die nicht aus Havanna stammen und dann keinen Aufenthaltsgrund wie Arbeit oder Ausbildung nachweisen können, werden zunächst in ihre Heimatprovinz gebracht, wenn sie zum zweiten Mal auffallen, in ein Lager oder ins Gefängnis. *Medida de seguridad predictiva* – vorbeugende Sicherheitsmaßnahme, nennt sich diese Praxis. Nach Berichten von Dissidentengruppen erlitten in den letzten Jahren mehrere hundert Jugendliche dieses Schicksal. Die Entwicklungen seit der *período especial* haben inzwischen die Hoffnungen vieler Kubaner auf Gleichberechtigung zerstört.

Politik, Religion und Sport

Für Jugendliche existieren vor allem vier Wege, ihre Lebenssituation zu verbessern und/oder interessanter zu gestalten bzw. sich der Kontrolle des Staates teilweise zu entziehen: eine Betätigung in Politik, Religion, Sport oder Musik.

Da die Kommunistische Partei Kubas (PCC) – gewollt – eine relativ kleine Organisation blieb (nur rund sechs Prozent der Bevölkerung gehören ihr an), schuf die Revolutionsführung eine Reihe von Massenorganisationen zur Erhaltung ihrer Macht. Kinder und Jugendliche sollen ab der ersten Klasse als „Junge Pioniere“ diesen Organisationen beitreten, die die Interessen der Schüler (*Federación de Estudiantes de la Enseñanza Media*; FEEM) oder Studenten (*Federación Estudiantil Universitaria*; FEU) vertreten. Die meisten Kubaner gehören der sie betreffenden Organisation an, da Nicht-Mitgliedschaft Schikanen oder harte Repressalien zur Folge haben kann. Der Kommunistische Jugendverband (UJC) mit seiner Wochenzeitung *Juventud Rebelde* gehört mit rund 500.000 Mitgliedern, was 17% der Jugendlichen zwischen 16 und 29 entspricht, nicht zu den Massenorganisationen, sondern stellt die Nachwuchsorganisation der PCC dar. Hier kann nur Mitglied werden, wer „ein hohes sozialistisches Bewusstsein“ bewiesen hat und unter 30 ist. (Hoffmann 2000, S.92) Mitglieder der UJC können ab dem 16. Lebensjahr in Stadt- oder Provinzparlamente gewählt werden. Vorteilhaft für Mitglieder sind besonders die Netzwerke, die dort geknüpft werden und durch die man oft (ökonomisch) schwierige Situationen entschärfen kann. Trotzdem leidet die UJC

unter Mitgliederschwund und noch weniger Mitglieder interessieren sich automatisch für einen Übergang in die nächsthöhere Stufe: die Kommunistische Partei.

Verlässliche Zahlen zur Glaubensausübung existieren auf Kuba nicht, da eine religiöse Bindung lange als latent regierungsfeindlich galt. Ende der 1990er-Jahre schätzte man die Zahl der aktiven Gläubigen auf 15% der Bevölkerung. Weitere 15% bezeichneten sich als Atheisten, die restlichen 70% als gläubig, aber nicht an eine Religion gebunden. Der Großteil dieser letzten Gruppe praktiziert wohl ab und an eine der synkretistischen afrokubanischen Religionen, die Teile vom Katholizismus integriert haben. Rund fünf Prozent der Bevölkerung sind getauft, 150.000 besuchen regelmäßig den Gottesdienst. (Evangelisches Missionswerk 1997, S.146/ Ramírez Calzadilla 1997, S.15-16; 21-22)

Mit der Wirtschaftskrise setzte eine Öffnungspolitik des Staates gegenüber den verschiedenen Religionen ein. Seit 1991 ist es auch bekennenden Christen möglich, Mitglied der Partei zu werden. Weil das Bekenntnis zu einer Religion nun nicht mehr unbedingt zur gesellschaftlichen Isolation führte, erhielten die Kirchen Zulauf. Besonders, weil mit der Wirtschaftskrise Probleme wie Armut und Prostitution auftraten, auf die viele Kubaner keine Antwort hatten. Eine große Zahl Kinder und Jugendlicher fand in dieser Zeit zur Kirche, die in der Bildungs- und Jugendarbeit eine ihrer grundlegenden Aufgaben sieht, (Mendez, o.J.) gerade auch in der christlichen Bildung. Viele Jugendliche wissen nicht, was Weihnachten und Ostern bedeuten, da die Feste bis 1998 auf der Insel nicht (mehr) gefeiert wurden. (Eßer 2006, S.56-62) Für die Katholiken gipfelte die Annäherungspolitik im Besuch des Papstes 1998. Auch in der Behandlung der afrokubanischen *santería*-Religion kam es zu einem Kurswechsel der Regierung. (Die *santería* steht hier stellvertretend für alle afrokubanischen Religionen) Man hatte eingesehen, dass es kaum länger möglich war, gegen die religiösen Gefühle der Bürger und gegen das Wissen der Naturheiler zu herrschen. Die *babalaos* (Priester) wurden nicht mehr behelligt und die Ausübung der *santería* nicht mehr verboten. Einerseits um sie besser unter Kontrolle zu behalten, andererseits um aus ihr als attraktivem Touristenspektakel Gewinn zu schlagen. Am Tag des Heiligen Lazarus (Babalú Ayé in der *santería*) machen sich Tausende Menschen – darunter viele Jugendliche – auf den Weg zu Wallfahrtskirchen, ohne vom Staat behelligt zu werden. (NZZ 1999, S. 48) Selbst die nicht geliebten Freikirchen – auf Kuba leben rund 30.000 Adventisten – spüren die Verbesserungen: 2007 durften 44 Jugendliche zu einem adventistischen Kongress nach Kolumbien reisen.

Kuba ist der einzige Staat Lateinamerikas, der eine Sportpolitik betreibt, die diesen Namen verdient und der sich neben dem Spitzen- auch für den Breitensport engagiert. 172 Medaillen bei den Olympischen und über 1.600 bei den Panamerikanischen Spielen sind der Lohn dafür. Sportliche Erfolge verschaffen gesellschaftliche Anerkennung und oft auch ökonomische Vorteile. Viele Jugendliche nutzen daher die kostenlosen Trainingsmöglichkeiten und

Sportstätten, besonders für die beliebtesten Sportarten Baseball, Boxen, Leichtathletik, Judo, Schwimmen und Volleyball. Bei erkennbarer Begabung wird ein Schüler auf eine Sportschule geschickt und erhält so die Chance, an nationalen Wettkämpfen teilzunehmen und später Sport zu studieren. Besonders (ärmere) schwarze Jugendliche können so den gesellschaftlichen Aufstieg schaffen.

Jugendszenen und Musik

Musik – in Kuba allgegenwärtig – ist das Leitmedium und der wichtigste gemeinschaftliche Rahmen der meisten Jugendszenen. Den wenigsten Jugendlichen, die einen der nachfolgend beschriebenen Musikstile ausüben, geht es jedoch um gesellschaftliche Anerkennung, die sie ohnehin nur in der traditionellen Musik, der Klassik oder (teilweise) dem Jazz erhalten würden, oder, mit Ausnahme von einigen Rap- und Reggaeton-Künstlern, um kommerziellen Erfolg, der unter den bisherigen politischen Bedingungen ohnehin schwer zu erreichen wäre. Sie wollen nur ihre musikalischen Vorlieben ausleben.

Viele Jugendliche, die sich keiner gesonderten Szene zurechnen, stehen auf amerikanische oder europäische Disco-Musik und Salsa, *timba* oder andere, tanzbare afrokubanische Musikstile, denn Tanz ist eines der wenigen (kostenlosen) Freizeitvergnügen. Aber auch in Kuba suchen sich viele Teenager durch Musikvorlieben und die damit verbundene Mode von der Elterngeneration abzusetzen: Distinktionsgewinn durch Dissidenz! Musik soll den tristen Alltag transzendieren, der Klang einer besseren Zukunft sein. Die beliebtesten Genres sind dabei Techno und andere discotaugliche Klänge, Rockmusik und Rap. Aber schon einen Treffpunkt zu finden, um gemeinsam Musik zu hören oder zu machen, ist fast unmöglich. Spezielle Jugendzentren existieren de facto nicht, wenn eine Räumlichkeit zur Verfügung gestellt wird, müssen die Jugendlichen sie mit anderen Gruppen, z.B. Dominospielern, oder Organisationen teilen. Vielversprechende Versuche, wie die Gründung des Kultur- und Literaturcafés „G“ durch die UJC Anfang 2006 in Havanna, finden ein jähes Ende, wenn der Staatsmacht die Kontrolle zu entgleiten droht. So treffen sich die Jugendlichen fast immer auf der Straße. (Abel, 2006)

Dancefloor

Zu House- und Technoklängen konnte ein größere Zahl Kubaner erstmals Mitte der 1990er-Jahre in Havannas Diskothek „Karachi“ tanzen. Die Musik stammte und stammt von CDs und Tapes, die Ausländer mitgebracht haben, da es auf der Insel nirgendwo solche Musik zu kaufen gibt. (Joero1008/ DJ Wichy 2004, S. 369-370) Erst durch Internet-Downloads und CD-Brenner verbesserte sich diese Situation etwas. Aber die Szene blieb klein, die Raves nur eingeweihten Zirkeln zugänglich und eine eigene Subkultur konnte nicht entstehen, da weder

die dazugehörige Mode noch andere Accessoires verfügbar waren. Durch die neu gewährten Freiheiten (siehe „Ausblick“) könnte die Szene einen gewaltigen Schub bekommen.

Rocker und Punks

Seit den 1990er-Jahren lockerte sich die staatliche Repressionspolitik gegen Rockmusik und *roqueros*, auch *frikis* genannt, wenn es sich um „Hippies“ handelt. Sie wurden geduldet, aber weiterhin nicht gefördert, denn sie gelten nach wie vor als feindliche Gegenkultur. Man erlaubte vereinzelte Radio- oder Fernsehauftritte, allerdings nur für Mainstream-Bands. Die bei Musikern wie Publikum gleichermaßen beliebten Heavy-, Thrash- oder Death-Metal-Bands, deren Musik die Gefühle der Einengung, Verunsicherung und sozialen Ungerechtigkeit vergessen lassen und als Ausdruck der Wut und Verzweiflung, aber auch der Hilflosigkeit dienen, gegenüber dem gesellschaftlichen und staatlichen Versagen (Helsper 1998, S. 247), erhielten nach wie vor keine Chance. Die Ignoranz ihrer Kunst gegenüber blieb für fast alle Musiker frustrierend: „In den 90er-Jahren gab es ein größeres Interesse an der Rockmusik, dank der politischen Öffnung und dem wachsenden Publikum, das man nicht mehr ignorieren konnte. Und obwohl sich einige Dinge verbessert haben – Rockgruppen können zum Beispiel heute Eintrittsgelder verlangen – hat sich die Gesamtsituation wieder verschlechtert: der Staat zog sich erneut zurück, es gibt so gut wie keine Unterstützung mehr. Dabei geht es weniger um Geld, als um Auftrittsmöglichkeiten. Die sind wichtig, werden aber nicht zur Verfügung gestellt. Rockgruppen können in den staatlichen Theatern, Konzertsälen oder auf öffentlichen Plätzen kaum spielen. Viele, denen Rockmusik gefällt, kommen wegen der oftmals schlechten Bedingungen nicht zu den Konzerten. Soll heißen: der Sound ist oft schlecht oder es gibt kein vernünftiges Licht. Das Publikum, das zu den Konzerten kommt, ist sehr jung, so zwischen 16 und 28 Jahre alt“, erzählt Eduardo Mena, Bassist der Heavy-Metal-Gruppe *Cosa Nostra*. „Immerhin werden die Fans bei Konzerten nicht mehr von der Polizei bedroht“, erzählt Mena weiter, „der Staat vermeidet heute eine Konfrontation mit den Jugendlichen, denn schließlich sind auch viele Söhne und Töchter von Funktionären darunter. *Roqueros* sind hier nämlich oft Intellektuelle.“ (Interview, Havanna 2004)

Generell ist die Kulturpolitik gegenüber Jugendszenen und ihren Musiken toleranter geworden. (siehe dazu die Analyse in Eßer, 2004) Das liegt auch am jungen Kulturminister Abel Prieto, einem bekennenden Beatles-Fan, der die treibende Kraft hinter der Aufstellung der Lennon-Statue war sowie hinter dem Besuch Fidel Castros eines Konzertes der britischen Rockband *Manic Street Preachers* im Februar 2001 in Havanna. Die Anerkennung der Rockmusik und der Fehler in ihrer Behandlung in der Vergangenheit führt heute allerdings zu der absurden Situation, dass hauptsächlich die Musik der 1960er- und 1970er-Jahre rehabilitiert wird: „Jetzt erkennt man an, dass diese Jahre und Gruppen wie die *Beatles* oder *Rolling Stones* einen Wert hatten. Heute wird diese Musik behandelt, als wäre sie aktuell. Als ob wir in einer vergangenen Zeit lebten. Die Generation dieser Jahre sitzt nun in mehr oder

weniger verantwortlichen Positionen, bei Kulturinstitutionen zum Beispiel, und möchte das Versäumte nachholen. Und dabei ignorieren sie das, was heute passiert. Somit wiederholen sie die Geschichte, denn damals hat man auch die aktuelle Entwicklung ignoriert. Jede Band, die heute die *Beatles* covert, wird mit offenen Armen empfangen, aber alle anderen können nur schwer auftreten“, berichtet Eduardo Mena.

Keine Anerkennung genießen Punks. Zwar durfte die deutsche Punkband *Die Toten Hosen* im Mai 2001 auf der Musikmesse „Cubadisco“ auftreten und auch noch ein öffentliches Zusatzkonzert geben, aber das wurde von der Polizei vorzeitig beendet. (Eßer 2001, S.61) Trotz des jähen Endes waren die Rocker und die wenigen Punks im Publikum froh über das Konzert, denn mit den *Toten Hosen* waren auch Fans und Journalisten aus Deutschland angereist, die die Kubaner mit neuen Informationen und CDs aus Europa versorgten. Der Punk Yardier erklärt: „Informationen über Punk aus den USA oder Europa kommen nur mit Ausländern auf die Insel. Es existiert kein Ort, wo man diese Musik hören könnte. Manche Clubs veranstalten einmal pro Woche einen Rockabend, aber Punk wird nicht gespielt.“ Das Informationsdefizit zeigt sich auch daran, dass neben den *Sex Pistols*, den *Ramones* und *The Clash* keine modernen Bands als Referenzen genannt werden. Die wenigen Punks, die es seit den achtziger Jahren in Kuba gibt, werden als Abschaum der offiziell immer noch als feindlich geltenden angloamerikanischen Kultur betrachtet: „Arbeit zu finden ist mit unserem Aussehen nahezu unmöglich. Wir können keine offizielle Arbeit antreten, bei der Regierung oder ähnlichen Institutionen. Wir arbeiten privat, bei Freunden und so weiter. Ich mache manchmal Kunsthandwerk“, sagt Harlem, der mit seinem grünen Hahnenkamm und der Kette zwischen Nase und Ohr noch heute aussieht wie seine Londoner Vorbilder aus den achtziger Jahren. „Wir verkörpern genau das Gegenteil von allem, was die Regierung und alle Offiziellen hier vertreten und denken. Wir bleiben immer Rebellen für sie“, ergänzt Yardier. (Eßer 2003, S.124) „No Future“ – das weltweite Motto der Punks – passt eben nicht zu den Zukunftsvisionen der Revolution: „Vor allem haben wir den Blick in die Zukunft gerichtet und wir haben eine klare Vorstellung davon, wie die Zukunft aussehen wird“, so Fidel Castro in einer Rede. (Castro 1986, S.52)

Rap und Reggae

„Jinetera, jinetera...“ tönt es aus der Musikanlage. Einen Text über Prostituierte zu rappen wäre Anfang der 1990er-Jahre und davor in Kuba nicht möglich gewesen. Aber als die Rapper der Gruppe *Primera Base* 1997 ihre CD aufnahmen, hatte sich das Verhältnis zum Staat schon entspannt. (deutsche Übersetzung des Textes siehe Hernández Baguer/ Casanella Cué 2004, S.358) Fairerweise muss gesagt werden, dass in diesem Lied nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse angeprangert werden, deren Folge die Prostitution hauptsächlich ist, sondern es werden die Mädchen verurteilt, die dieser Beschäftigung

nachgehen, um sich ihre Luxuswünsche zu erfüllen. Diese bilden aber nur eine kleine Minderheit. Ein anderer Text hätte jedoch wohl kaum die Zensur passiert.

Zu verdanken ist diese Entspannung erneut Abel Prieto, dem jungen Kulturminister, der sich für diese Musik engagierte. Denn zunächst erging es dem Rap nicht anders als zuvor dem Jazz und dem Rock: Der Staat gestand der angloamerikanischen Musik keine Daseinsberechtigung zu. Es gab für die seit Ende der 1980er-Jahre stetig wachsende HipHop-Gemeinde – rund 500 Gruppen sollten es 2007 in Havanna sein – keine Auftrittsmöglichkeiten und erst recht keinen Zugang zu den staatlichen Aufnahmestudios und Medien. Trotzdem kursierten überall selbstproduzierte Tapes mit kubanischem Rap, wobei aufgrund der schlechten materiellen Lage zu Beginn vor allem zu musikalischen backgrounds aus den USA gerappt wurde. Aber schon bald produzierten die vornehmlich schwarzen Jugendlichen mit geringsten technischen Mitteln eigene Stücke mit häufig sozialkritischen Texten, denn die Mehrheit von ihnen wuchs in der *período especial* auf. Irgendwann bemerkten die Behörden, dass sich auch diese Musik nicht eindämmen ließ, und versuchten sie zu kanalisieren. Von da an handelte es sich laut Kulturministerium um „einen authentischen Ausdruck kubanischer Kultur“ (zit. bei Contreras 2002). Der kulturelle Arm der kommunistischen Jugend, die Vereinigung „Hermanos Saíz“, gründete ihre eigene Rap-Gruppe, *Grupo Uno*, und seit 1995 existiert ein Rap-Festival in Alamar, einem Vorort von Havanna. Immerhin traten auf den letzten Festivals auch Gruppen aus den USA auf, Repräsentanten des US-Polit-Raps aus dem Umfeld der Black-Panther-Bewegung. Mit *Movimiento* durfte sogar – unregelmäßig – eine HipHop-Zeitschrift erscheinen. Die materielle Unterstützung wird jedoch gering gehalten, so dass die Bewegung nicht aus dem Ruder laufen kann. Abel Prieto, der sich 1999 mit Vertretern der Rapper traf, stellte den Rappern der kommunistischen Jugend im Jahre 2001 Equipment im Wert von rund 30.000 US-Dollar zur Verfügung: „In der Vergangenheit hatten wir Vorurteile und haben Fehler begangen, zum Beispiel im Falle des Rock 'n' Roll. Das ist vorbei“, sagte er. Und die Texte der Rapper wurden milder, denn nur so besteht Hoffnung auf eine CD-Produktion. Die wiederum ist Voraussetzung für – vielleicht sogar internationalen – Erfolg, denn die meisten Gruppen eifern dem Vorbild der Band *Orishas* nach, die nach ihrem Umzug nach Paris mit ihren Alben in die internationalen Charts gelangte. Die Rapper selbst haben erkannt, dass es sinnvoll ist, sich nicht gegen den Staat zu stellen, sondern ihn zu benutzen. Nach außen sprechen sie nun häufig im Vokabular der Revolution, so wie Pablo Herrera, einer der Köpfe der Bewegung, der den Rap als „Speerspitze der Revolution“ bezeichnet oder Ariel Fernández, der sagt: „Wir sind nicht gegen die Revolution, sondern mit der Revolution, aber wir wollen ihre Fehler korrigieren“. (zit. bei Foehr 2001, S. 38-41) In ihren Texten greifen sie weiterhin gesellschaftliche Missstände auf, verschlüsseln jedoch oft ihre *message*. Einer wird jedoch nie kritisiert: Fidel Castro. Das wichtigste Signal der offiziellen Akzeptanz des Rap war denn auch, dass die *Orishas* im Dezember 1999 vom *Maximo lider* empfangen wurden. (Foehr 2001, S. 38-41)

Der jamaikanische Reggae ist aufgrund seiner globalen Präsenz auch in Kuba angekommen, besitzt aber nur wenige Anhänger. Entsprechend wenige Bands widmen sich ausschließlich dieser Musik, eine davon ist *Manana Reggae*. Sie spielen einen Reggae, der vermischt mit kubanischer Folklore leichter und tanzbarer klingt. Ihre Stücke enthalten nicht die politische Botschaft der Rastafaris, sondern handeln von Liebe und vom Alltag. Die Musiker tragen deshalb auch keine Dreadlocks, die als offensichtliches Symbol zudem lästige Kontrollen zur Folge haben könnten. (Foehr 2001, S. 179ff) Kubanischer Reggae ist weitgehend unpolitisch und – aufgrund der drakonischen Strafen – auch drogenfrei. (siehe allgemein zum kubanischen Reggae: Hansing 2006) Eine auf Reggae und Rap basierende, in Puerto Rico erfundene Musik hat allerdings viele Fans auf der Insel: Reggaeton, das Pendant zum US-Gangsta-Rap. Bands wie *Maxima Alerta* und *Klan Destino*, die aus Santiago de Cuba stammen, wo jamaikanische Radiosender gut empfangen werden können, treten vor Tausenden Fans in Havanna auf. Aber auch ihre Texte handeln nicht von Gewalt, Gangs und Drogen, denn das entspricht weder ihrer Lebenswirklichkeit noch stieße es bei den staatlichen Stellen auf Verständnis. Schon die sexuell anzüglichen Texte von *Candyman* reichten aus, um einige seiner Stücke auf den Index zu setzen.

Ausblick

Seit der Machtübergabe Fidel Castros an seinen Bruder Raúl am 24. Februar 2008, scheint sich die Lage der kubanischen Bevölkerung und vor allem die der Jugend zu verbessern. Fidel hatte in seinen Reden zwar immer wieder die Wichtigkeit der Kinder und Jugendlichen für die Revolution betont („*Debemos pensar en los niños de hoy, que son el pueblo de mañana*“) sowie um Verständnis für ihre „Fehler“ gebeten („*Como regla el joven es desinteresado, altruista, arrojado; pero todo depende de las ideas*“), aber zu wenige Alternativen aufgezeigt, um zu verhindern, dass die Jugend langfristig den Konsumverlockungen erliegt – was in diesem Alter völlig normal ist – und nicht ins sozialistische Gedankengebäude zurückkehrt. (Reden vom 24.2.1960, 23.6.1998; Castro 1998, S.5;56) In einer Umfrage der Zeitung *Juventud Rebelde* unter 300 Jugendlichen dazu, wie sie sich Kuba im Jahr 2020 vorstellen, waren die Antworten wenig erstaunlich: Sie wünschten sich Reisefreiheit, frei zugängliche Computerläden, eine Verbesserung der Wirtschaftslage und ein Ende der Bevorzugung von Dollar-Besitzern.

Systemloyalität ist eine Generationenfrage. Die Kinder der *período especial* haben nur das Elend jener Zeit miterlebt und nicht das Elend der Jahre, als sich die Insel in Händen des US-Kapitals und –Capitols befand. Darum zeigen sie wenig Verständnis für eine Realität mit Verteilungsschwierigkeiten und zunehmender Ungleichheit und identifizieren sich nicht mit dem System. Die Errungenschaften des Sozialismus werden als selbstverständlich

hingenommen. Zudem können sie politisch nur wenig bewegen, so dass das politische Projekt „Kuba“ von ihnen nur als ererbt oder aufgezwungen empfunden wird und nicht als etwas Eigenes, die Erstarrung der Alten macht sie aggressiv. Das Motto der UJC, „Studium, Arbeit und Gewehr“ ist unter heutigen Jugendlichen ebenfalls nicht mehr gefragt, aber die politische Führung klebte bisher an solchen alten Parolen. Sie sucht Wege, die Jugend für ihre Ziele und die Werte der Revolution zu begeistern, aber es gelingt ihr immer weniger, erst recht, wenn sie es mit Repressionen versucht, die nur Widerstand erzeugen. Die kritischen Stimmen unter Jugendlichen werden lauter. Die Revolution gegen die Revolutionäre hat begonnen und zwar an den Universitäten: Erstmals nach 49 Jahren prangern Studenten Missstände an und stellen die offiziell verkündeten Wahrheiten in Frage. Im Januar 2008 stellte Eliécer Avila, Student der Informatik, während einer Veranstaltung dem Präsidenten der Nationalversammlung, Ricardo Alarcón, unter anderem folgende Fragen: Warum dürfen wir nicht reisen und die Touristenhotels nicht betreten? Warum ist es verboten, Mail-Accounts bei Yahoo zu eröffnen? Warum gibt es zwei Währungen in Kuba? Alarcón redete sich mit altbekannten Floskeln heraus, die aber niemanden mehr überzeugten. (Glüsing, 2008) Denn die kubanische *generación X* besteht mehrheitlich aus Jugendlichen ohne irgendeinen Traum von der Zukunft.

Konsum statt Kommunismus?

Die Kritik zeigt Wirkung. Präsident Raúl Castro schlägt einen pragmatischen Kurs wirtschaftlicher Anpassung ein. Er hob einen Teil der für Kubaner bestehenden absurden Verbote auf. So dürfen sie seit dem 1. April 2008 Touristenhotels und –strände besuchen, Autos mieten, Unterhaltungs- und Kommunikationselektronik sowie Computer kaufen und bei der staatlichen Telefongesellschaft ETECSA einen Handyvertrag abschließen. (Vicent, 2008) Auch wenn die meisten Kubaner nicht die Devisen besitzen, um sich diese Artikel zu kaufen – das billigste Handy ohne Guthabekarte verschlingt vier Monatslöhne –, so sind die Maßnahmen vor allem psychologisch bedeutsam, denn sie beseitigen Benachteiligungen gegenüber den ausländischen Besuchern, von denen Jahr für Jahr mehr auf die Insel kommen und von den Einheimischen neidisch beäugt werden. Eine Landwirtschaftsreform soll parallel die Versorgungslage der Bevölkerung verbessern.

Ob Raúl Castro mit seiner „kleinen Perestrojka“ die Ausreiselust der Jugendlichen aufhalten kann, ist zweifelhaft. Die kubanische Jugend hat gegenüber vielen Gleichaltrigen in der Region den Vorteil, dass sie meist gut ausgebildet ist. Schon heute werden junge Lehrer und Ärzte staatlicherseits auf Zeit nach Bolivien, Nicaragua und Venezuela „ausgeliehen“. Sie können so ihre eigene und die ökonomische Situation ihres Landes verbessern. Wenn sie allerdings nicht in die Heimat zurückkehren, sondern weiterhin ins Land ihrer Träume (USA) emigrieren, besteht das Risiko des *brain drain* mit fatalen Folgen für Kuba. Und ob die neue Freiheit die Tendenzen zur Individualisierung und zu weniger sozialer Verantwortung unter

den Jugendlichen stoppen kann, darf ebenfalls angezweifelt werden. Kuba steht in seiner (postsozialistischen) Zukunft in Bezug auf seine Jugend wohl das bevor, was nach dem Fall der Mauer in den ehemals kommunistischen Ländern einsetzte: gesellschaftliche Individualisierungs- und ökonomische, politische und kulturelle Globalisierungsprozesse veränderten die klassischen Gesellungsformen wie Familie, Vereine, Parteien etc. und trugen auch zur Ausbildung einer unüberschaubaren Vielfalt von Jugendszenen bei. (Farin 2001, S. 73) Es entsteht – wie Richard Sennett ihn nennt – der „flexible Mensch“, mit einer chamäleonartigen Persönlichkeit und ohne langfristige Bindungen. Che Guevaras „Neuer Mensch“ hingegen, der sich selbstlos und ohne materielle Interessen für das Gemeinwohl engagiert und sich sogar opfert, wenn es sein muss, bleibt auch auf Kuba eine Utopie.

Literatur

Abel, Johanna (2006): „Café G“, in: *Lateinamerika-Nachrichten* Nr. 382.

Agüero Contreras, Fernando C./Manuel Primo Fernández/ Cándida R. Urquiza García (2001): „Wirtschaftskrise und Bildung in Kuba“, *Arbeitshefte des Lateinamerika-Zentrums* Nr. 71, Münster.

Castro, Fidel (1986/87): „¡Adelante, escritores y artistas, junto a los obreros, junto a los campesinos y a los defensores de la patria!“, in: Ministerio de Educación (Hg.). *Pensamiento y Política Cultural Cubanos* (Bde. I-IV), La Habana, Bd. II, S. 50-57.

Castro, Fidel (1998): Fidel habla a la juventud: selección 1960-1998, La Habana.

Contreras, Joseph (2002): „Hip-Hopping in Havana“, in: *Newsweek*, 13.5.2002.

Domínguez García, María Isabel (1998): „Integración Social y Juventud Cubana – un Estudio“, in: *Revista Cubana de la Sociedad Económica de Amigos del País* Nr. 8, S. 97-110.

Eßer, Torsten (2001): „Kein Opium für Fidel. Die Toten Hosen in Havanna“, in: *Matices* Nr. 30, S. 60-61.

Eßer, Torsten (2003): „Punks unter Palmen. Kubas Umgang mit seiner rebellischen Jugend“, in: *Ox Fanzine* Nr. 52, S. 124.

Eßer, Torsten (2004): „Sozialismus mit Rhythmus. Kubanische Kulturpolitik seit 1959 und ihre Auswirkungen auf die Musik“, in: Torsten Eßer/ Patrick Frölicher (Hg.). „*Alles in meinem Dasein ist Musik...*“ *Kubanische Musik von Rumba bis Techno*, Frankfurt a.M., S. 33-76.

Eßer, Torsten (2006): „Heiligabend in Havanna“, in: *Liborius Magazin* Nr. 12, S. 56-62.

Evangelisches Missionswerk (Hg.; 1997): „Kuba. Kirchen, Religion und Revolution“, *Weltmission Heute* Nr. 32, Hamburg.

- Farin, Klaus (2001): generation kick.de. Jugendsubkulturen heute, München.
- Foehr, Stephen (2001): Waking up in Cuba, London.
- Fusco, Coco (1999): Jineteras – Reiterinnen, in: *Lettre internationale*, Nr. 87, S. 86-90.
- Glüsing, Jens (2008): „Raúl Castro klopft bei den Amerikanern an“, in: *Spiegel Online*, 19.2. (<http://www.spiegel.de>).
- Gutiérrez Baró, Elsa (2002): Muy en serio y algo en broma: diálogo con los adolescentes, La Habana.
- Hansing, Katrin (2006): Rasta, Race and Revolution. The Emergence and Development of the Rastafari Movement in Socialist Cuba, Münster.
- Helsper, Werner (1998): „Das 'Echte', das 'Extreme' und die Symbolik des Bösen – Zur Heavy-Metal-Kultur“, in: Peter Kemper/ Thomas Langhoff/ Ulrich Sonnenschein (Hg.): „*but I like it*“. *Jugendkultur und Popmusik*, Stuttgart, S. 244-258.
- Hernández Bager, Grizel/ Casanella Cué, Liliana (2004): „Eine spannungsgeladene Beziehung. Die Revolution und der Rap“, in: Torsten Eßer/ Patrick Frölicher (Hg.): „*Alles in meinem Dasein ist Musik...*“ *Kubanische Musik von Rumba bis Techno*, Frankfurt a.M., S.353-364.
- Hoffmann, Bert (2000): Kuba, München.
- Hoffmann, Bert (2002): Internet und Politik in Lateinamerika: Kuba, Frankfurt a.M.
- Joero1008/ DJ Wichy (2004): „150 Beats in der Minute. Die Anfänge von House und Techno in Kuba“, in: Torsten Eßer/Patrick Frölicher (Hg.): „*Alles in meinem Dasein ist Musik...*“ *Kubanische Musik von Rumba bis Techno*, Frankfurt a.M., S. 369-372.
- Lang, Miriam (2002): „Revolution der Geschlechterverhältnisse? Kubanische Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit zwischen Tradition und Umbruch“, in: Wolfgang Schneider (Hg.): *Kuba libre. Eine Insel spielt nicht mit*, Hamburg, S. 142-166.
- Manuel, Peter (1987): „Marxism, nationalism and popular music in revolutionary Cuba“, in: *Popular Music* 6.2, S. 161-178.
- Méndez, Suecia (o.J.): Kuba: Jugend, Kirche und Gesellschaft (www.kuba-ak.de/html_dokumente/kirche_gesellschaft.htm)
- Ministerio de Educación (Hg.;1986/87): Pensamiento y política cultural cubanos (Bde. I-IV), La Habana..
- Monreal, Pedro (1999): „Migration und Überweisungen: Anmerkungen zum Fall Kuba“, in: Karin Gabbert et al. (Hg.): *Lateinamerika. Analysen und Berichte* Nr. 23, S. 73-96.
- o.A.: „Auf den Knien zu Babalú Ayé“, in: *NZZ*, 15.12.1999, S. 48.
- o.A.: „Jugendrundfunk in Kuba“, in: *Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus*, Heft 6/ 1984, S. 411.

o.A.: „Revolución en las aulas de Cuba“, in: *El País*, 4.4.2005, S. 42.

Pape, Winfried (1998): „Jugend, Jugendkulturen, Jugendszenen und Musik“, in: *Beiträge zur Populärmusikforschung* Nr. 23, S. 99-122.

Ramírez Calzadilla, Jorge/ Ofelia Pérez Cruz (1997): *La religión en los jóvenes cubanos: ortodoxia y espontaneidad*, La Habana.

Rauhut, Michael (1999): „Rockmusik in der DDR. Politische Koordinaten und alltägliche Dimensionen“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* Nr. 28, S. 32-38.

Schumann, Peter B (2001): „Der kubanische Film im Kontext der Kulturpolitik“, in: Ette, Ottmar/ Franzbach, Martin (Hg.): *Kuba heute*, Frankfurt/Main, S. 669-682.

Silva, Juan Claudio (2002): „Juventud y Tribus Urbanas: en Busca de la Identidad“, in: *Última Década* (Viña del Mar) Nr. 17, S. 117-130.

Sobisch, Jens (2004): *Kulturschock Cuba*, Bielefeld.

Vicent, Mauricio (2008): „Entra en vigor el permiso a los cubanos para alojarse en hoteles“, in: *El País*, 1.4. (<http://www.elpais.com>).

Waldmann, Peter (1982): „Vergleichende Bemerkungen zu den Guerilla-Bewegungen in Argentinien, Guatemala, Nicaragua und Uruguay“, in: Klaus Lindenberg (Hg.): *Lateinamerika: Herrschaft, Gewalt und internationale Abhängigkeit*, Bonn, S. 103-124.

Wicke, Peter (1998): „Popmusik in der DDR – Zwischen Anpassung und Widerstand“, in: Peter Kemper/Thomas Langhoff/Ulrich Sonnenschein (Hg.): *„but I like it“. Jugendkultur und Popmusik*, Stuttgart, S. 268-283.